

Monique Schwitter

Esche

„Die Liebe“, Nathanael macht eine lange Pause, in der er nicht atmet, „hör mir auf damit!“ Wir stapfen bei Regen durch den Buxtehuder Wald und suchen das Grab seiner Mutter. Nathanaels Mutter ist nicht tot, sie ist dement, aber ihr Mann Achim plant bereits ihre Bestattung. Und auch seine eigene und die seiner Freundin Julika, denn sie alle sollen, das ist der Plan, zu Füßen desselben Baumes im Buxtehuder Forst begraben werden, wo Julikas Mann Fredi bereits ruht. Julika hat diesen Baum für mehrere Tausend Euro auf dreißig Jahre hinaus gemietet, als Partnergrab, erweiterbar auf bis zu acht Personen. Ein entsprechender Vertrag mit der Firma, die solche Waldbestattungen anbietet, liegt in ihrem Brotkasten, in dem sie seit Jahren statt der Fränkischen Kruste, die Fredi so liebte, Dokumente und Bargeld aufbewahrt. *Erweiterbar auf bis zu acht Personen.* Julika, und nur Julika, wird bestimmen, wer sich zu Fredi dazulegen darf. Sie selbst, natürlich. Bleiben sechs weitere Plätze. Seit sie und Achim *Liebesleute* sind, ihre Beziehung hat sich parallel zur Demenzerkrankung seiner Frau entwickelt, ist Julika der Meinung, Achim solle einen davon erhalten, und zwar denjenigen direkt an ihrer Seite. Achim fand die Idee, als er sie hörte, gut, wandte aber nach einer kurzen Bedenkzeit ein, er könne seine arme demente Frau doch nicht einfach ganz alleine irgendwo verbuddeln lassen. Ob die denn nicht auch bei diesem Baum zu liegen kommen könne? Dann wäre auch Fredi nicht so alleine und es gäbe keine Eifersucht, eine gute Lösung für alle. Julika willigte schließlich ein. Mit Achims Frau wurde nicht gesprochen, was solle er sie mit so etwas belästigen, sie verstehe es ja doch nicht mehr.

Bevor ihr Name bei der Waldbestattungsfirma vorgemerkt wird, will Achim jedoch das Einverständnis seines Sohnes einholen. Und so laufen Nathanael und ich an diesem verregneten Aprilvormittag durch den Wald, der aufgeweichte Boden gibt unseren Schritten nach, und suchen eine Esche, die als kleines Kreuz auf einer Karte, die Nathanael unaufhörlich auf- und wieder zusammenfaltet, eingetragen ist. Dabei erläutert er mir die verzwickten Liebesverhältnisse in seiner Familie in der Generation seiner

Eltern, bis mir schwindlig ist. Zu Achim und Julika gibt es nämlich ein entsprechendes Gegenpaar, Wolf und Bärbel, sein Onkel und dessen Freundin; „aber das willst du alles gar nicht so genau wissen“, sagt Nathanael, nachdem er es detailreich ausgebreitet hat, „verliebte Alte, schauderbar! Ach überhaupt, die Liebe“ (lange Pause, kein Atemzug), „hör mir auf damit. Ich bin froh, dass ich das hinter mir habe.“

Nathanael ist mein engster Freund. Ursprünglich war er der engste Freund meines Mannes. Sie lernten sich vor zehn Jahren im Zug kennen; mein Mann gefiel Nathanael, so gut, dass er seine Nähe suchte, auch wenn er auf Anhieb verstand, dass alle Avancen auf erotischem Gebiet vergeblich bleiben würden. Sie freundeten sich an, obwohl sie keine gemeinsamen Interessen hatten, außer, dass sie beide gerne kochten. Sie schenkten sich gegenseitig Musik und Bücher, obwohl ihr Geschmack unverträglich war. Meistens missbilligten sie die Geschenke des anderen, tauschten sich darüber aber in aller Offenheit aus, ließen sich nicht entmutigen und beschenkten sich weiterhin, in der Hoffnung, wenigstens einmal eine Geschichte oder ein Lied zu finden, das sie miteinander teilen könnten.

Als ich Nathanael kennenlernte, kam er von einem längeren Afrikaaufenthalt zurück. Er war in schlechter Verfassung, daran hatte auch Afrika nichts ändern können. Zuvor war er von seinem langjährigen Geliebten Angelo verlassen worden. Angelo hatte mit Nathanaels gefälschter Unterschrift stümperhafte Geldgeschäfte getätigt und große Verluste gemacht. Auf der Flucht hatte er noch Zeit gefunden, sämtliche Bank- und Kreditkarten, Nathanaels Uhr, die Traveller Cheques und das Bargeld einzupacken, bevor er untertauchte. Nathanael hatte geglaubt, den Verstand zu verlieren. Wenigstens davon wurde er durch das Brunnenprojekt in Namibia abgehalten. Doch als er nach einem halben Jahr zurückkehrte, war sein Kummer ungebrochen.

„Wie sieht eine Esche eigentlich aus“, fragt Nathanael, nachdem wir bereits eine Stunde lang kreuz und quer und im Kreis gegangen sind. „Es tut mir leid“, sagt er, „ich kann diesen Plan nicht lesen. Ich verstehe ihn nicht.“ Er schüttelt den nassen Kopf, ich springe zur Seite, um dem feinen Sprühregen auszuweichen.

„Eschen haben eine zerfurchte Borke, glaube ich.“

„Glaubst du“, antwortet Nathanael. „Und wahrscheinlich grüne Blätter, richtig?“ Wir sehen uns an. „Stell dir vor, ich lasse mein armes Mütterchen hier beerdigen, das finde ich dann nie wieder!“ Er blickt sich um. „Esche“, zischt er. „Schesche“. Er bleckt die Zähne.

Nathanael und ich mochten uns auf den ersten Blick. Die Musik, die er hörte, gefiel mir, die Bücher, die ich las, gefielen ihm. Nur gemeinsames Kochen wollte uns nicht gelingen. Was mir schmeckt, lehnt er ab, und umgekehrt. Überall lässt mein Mann uns, seine Frau und seinen besten Freund, alleine, nur nicht in der Küche.

Nathanael kümmert sich, solange sein Vater mit Julika Ferien im Schwarzwald macht, um seine demente Mutter, die nach einem Treppensturz im Krankenhaus liegt.

„Was machen wir jetzt bloß?“ fragte er, als ich ihn letzte Woche anrief, und schnäuzte sich. „Kommst du klar, mit allem? Mit den Kindern?“

„Weiß ich nicht“, antwortete ich.

Er bot an, uns abends zu besuchen, mit den Kindern zu spielen, sie ins Bett zu bringen, gemeinsam zu kochen.

„Du willst mit mir kochen?“

„Unbedingt.“

Kräftiger Wind kommt auf. Wir frieren in unseren durchnässten Pullovern. Nathanael sieht mich an. Es tue ihm leid, dass er mich auf diesen grauenvollen Ausflug in diesen elenden Wald bei diesem ganz und gar unpassenden Wetter mitgenommen habe, sagt er. „Wo bleibt eigentlich der Frühling?“ Er wirft sich gegen einen Stamm. „Wie ich diesen Wald hasse! Wie ich jeden Wald hasse. Jeden verfluchten Dreckswald hier in der ganzen Gegend. Die Bäume sind ja nicht das Schlimmste. Aber dieses ganze Getier. Wie ich das hasse, die Kaninchen und Wildschweine und Rehe und Marder und Waschbären und Siebenschläfer, alles, worauf man schießen kann, was man erlegen und ausweiden und abziehen und zerteilen und braten und fressen kann – das Jagen liegt bei uns in der Familie. Weiß auch nicht, was da bei mir schiefgelaufen ist.“

Er wendet sich ab. Ich trete ganz nah hinter ihn, er ringt nach Luft. Ich breite die Arme aus. Meine Hände liegen auf seiner Brust. Sein Herz rast, der Atem flattert.

„Ich habe mal zugesehen, wie mein Vater einem Marderhund das Fell abzog. Der winselte ganz leise mit letzter Kraft. Mein Vater hat den bei lebendigem Leib gehäutet. Geht leichter von der Hand, sagte er. Es war ganz warm. Damals, als Angelo ging, schreckte ich nachts hoch und konnte nur noch so winseln, leise, ganz leise, dass es keiner hörte.“ Nathanael holt tief Luft. „Hast du je einen Marderhund gehört?“

„Nein. Ich habe bis heute noch nicht einmal den Begriff gekannt.“

„Sehen ein bisschen aus wie Waschbären. Als Welpen geben sie dieses kaum hörbare Fiepen von sich, der junge Rüde aber stößt bei der Suche nach seiner Lebenspartnerin langgezogene heulende Schreie aus.“

Nathanael heult auf, befreit sich aus meiner Umarmung, dreht sich um und lacht kurz auf. „Ich werde keinen Menschen mehr lieben können“, sagt er. „Einen Roboter, meinerwegen, ich würde mich nicht daran stören, dass es eine Maschine wäre, im Gegenteil, das wäre mir angenehm: keine Drüsen, keine Absonderungen, keine Gerüche, wunderbar. Keine körperlichen Unzulänglichkeiten, kein Verfall. So, und jetzt lass uns dieses verdammte Grab finden.“

Es gibt keine Hinweise darauf, ob ein Baum eine Grabstätte ist. Es fehlen Gedenksteine, Inschriften, Namen. Vereinzelt tragen Bäume rund um den Stamm gelbe oder blaue Bänder, Nathanael vermutet, es handle sich um die noch nicht verkauften. Das würde umgekehrt bedeuten, dass die allermeisten Bäume bereits belegt sind.

„So viele Leichen hier“, frage ich, aber Nathanael erklärt, die Toten kämen eingäschert in ihr Baumgrab. Schade. Ich habe mir gerade vorgestellt, wie sich Füchse und Marder zum abendlichen Schlemmermahl treffen.

Nathanael sieht mich missbilligend an.

„Ich weiß, woran du jetzt denkst“, sagt er.

„Natürlich. Die lieben Kadaver“, antworte ich.

Nathanael seufzt.

„Dass es aber auch immer so schnell unappetitlich werden muss! Wo wir gerade dabei sind, erinnere mich daran, dass ich dir von Wolf und Bärbel noch etwas erzähle. Das Wichtigste habe ich nämlich vergessen!“ Er bleibt stehen und steckt den Lageplan in seine Hosentasche. „Mir reicht’s“, sagt er. „Bist du einverstanden, dass wir abrechnen?“

Auf der Rückfahrt frage ich Nathanael, wie er sich nun entscheiden werde. Er sieht zum Fenster hinaus und denkt nach. Was würde ich an seiner Stelle tun? Er lebt in Berlin. Will er das Grab seiner Mutter besuchen, muss er in Zukunft am Hamburger Hauptbahnhof eine weitere Stunde Fahrt bis nach Buxtehude auf sich nehmen und dort durch den Wald rennen, vorausgesetzt, diese Esche gibt es und er hat sich ihren Standort gemerkt. Aber wie oft besucht man tote Mütter überhaupt? Ich versuche mir den Vater mit seiner Freundin im Schwarzwald vorzustellen. Welcher Art sind die Zärtlichkeiten, die sie austauschen? Nathanael lächelt mich an. „Na, wo bist du“, fragt er.

„Wie hat dein Vater seine Julika eigentlich kennengelernt?“

„Sie wohnen seit vierzig Jahren nebeneinander.“

„Und sind genauso lange ein Paar?“

„Aber nein. Erst seit meine Mutter nichts mehr mitkriegt.“

„War deine Mutter früher auch mit ihr befreundet? Oder mit ihrem Mann?“

„Keineswegs, die waren sich nicht grün.“

„Und sollen sich nun alle zusammen in ein Grab legen?“

„Genau.“

„Das kannst du deiner Mutter doch nicht antun.“

„Nein, das kann ich wohl nicht - nicht?“

Nathanael fährt direkt weiter zu seiner Mutter ins Krankenhaus, ich gehe nach Hause. Mein Mann hat eine Nachricht hinterlassen. Er vermisse die Kinder. Und mich. Auch wenn ich das nicht hören wolle. Und er habe Neuigkeiten: Er komme voraussichtlich in zehn Tagen zurück.

Nathanael bringt die Kinder ins Bett. Ich höre ihn die Sandmännchenmelodie pfeifen, dann sagt er mit tiefer Stimme: „Liebe Kinder, gebt fein Acht, ich hab euch etwas mitgebracht.“ Er fängt an, eine Geschichte zu erzählen, wird aber alle paar Sekunden unterbrochen. Er wird immer leiser, er wird immer lauter, aber ganz egal, was er tut, die Kinder schreien durcheinander. „Stop!“, ruft er, „sonst werfe ich mit Sand!“ Stille. Nathanael erzählt weiter. Ich denke, sie sind eingeschlafen, da kommt der Größere weinend in die Küche gelaufen.

„Thanatal hat mir Sand in die Augen geschmissen! Die sind jetzt kaputt. Ich kann gar nichts mehr sehen.“

„Dann müssen wir deine Augen auswaschen.“

„Nein! Das tut mir weh!“

Nathanael erscheint in der Küchentür.

„Nathanael, hast du mit Sand geschmissen“, frage ich streng.

„Nein“, antwortet er. „Den Sand streue ich erst, wenn du eingeschlafen bist, damit du die Träume besser sehen kannst. Oder willst du die gar nicht sehen?“

„Doch!“, ruft der große Kleine, „will ich!“ Er nimmt Nathanael bei der Hand und zieht ihn ins Kinderzimmer.

Wir kochen nicht, natürlich nicht, schließlich ist mein Mann nicht da, um einzuspringen, sollte der Frieden in Gefahr geraten. Wir einigen uns beide darauf, überhaupt nicht hungrig zu sein, trinken süßen Tee und knabbern Knäckebrötchen. Nathanael ist sehr still. „Der Arm meiner Mutter“, sagt er endlich und wischt die Krümel vom Tisch in seine flache Hand, „wurde zusammengenäht wie eine Kohlroulade. Farblich passt es auch, das Ganze ist gelb-violett. Der Physiotherapeut hat ihr ein Kompliment gemacht, wie gut koordiniert sie für ihr Alter sei.“ Nathanael steht auf und wirft die Krümel in den Mülleimer, danach wäscht er sich die Hände und setzt sich wieder hin. Er greift nach der nächsten Scheibe Knäckebrötchen. „Als ich dann mit meiner Mutter alleine war, wusste sie die längste Zeit nichts zu sagen. Ich glaube, das war ihr unangenehm. Schließlich sagte sie: Ich kann dir noch eine Schokolade aus dem Keller holen. Ruf nächstes Mal bitte an, bevor du mich besuchst, ich möchte sicher gehen, dass ich da bin. Dass ich nicht arbeite.“ Die Krümel fallen ihm aus dem Mund. Er entschuldigt sich, wischt sie, wie vorhin, mit der einen Hand in die flache andere, steht auf und schüttelt die Hände über dem Mülleimer aus, betrachtet seine Handflächen, geht zum Waschbecken und wäscht sie. Er tritt ans Fenster, draußen ist es bereits dunkel. „Ich glaube, es regnet schon wieder. Erst wollte der Winter nicht enden, nun dieser Regen. Naja“, er seufzt. „Mein Vater schafft das alles gar nicht. Dieses Haus, das hat er vor Jahrzehnten selbst geplant und gebaut, und da lebt er jetzt alleine und weigert sich, auszuziehen. Ist ja auch ganz praktisch, gleich neben seiner Julika. Aber der Garten, der Haushalt, die Wäsche. Einkaufen, kochen, putzen, er hat das alles sein Leben lang nicht gemacht. Er hat sich höchstens mal ein Steak gebraten, der Herr Jäger. Neulich schnitt er Steckrüben und bekam einen Gichtkrampf. Was machst du dich auch an dem Karnickelfraß zu schaffen, sagte ich, da lachte er und war stolz auf sich und mich. Aber mitten in seinem Krampf, als ich fragte, ob es wohl ginge, fuhr er mich an: Mir geht's gut! Er rang mit den Schmerzen. Aber Irm ist ja tot. Wie, die ist tot, fragte

ich. Tot ist die, einfach umgefallen. Irm ist, oder war, die Frau seines Bruders. Sein Krampf löste sich langsam. Die war ja noch nicht alt, was weiß ich, Herzschlag. Die hat ja auch nur diese Kekse gegessen, die hat sich ja völlig runtergewirtschaftet. Und Wolf? Mein Vater lachte höhnisch, Wolf! Der lässt es krachen. Der war zu der Zeit ja auf Kur mit seiner Bärbel. Der hat doch da diese Jugendfreundin reaktiviert, die Bärbel eben, die kenne ich ja noch von ganz früher, so eine Sinnliche, die immer gerne gegessen hat. Nicht wie die Irm mit ihren Keksen. Und die Kur hat mein lieber Herr Bruder auch gar nicht unterbrochen. Kremation und ab ins anonyme Grab mit der armen Irm. Grauenhaft. Liegt jetzt da im Nirgendwo. Und das soll unserer Mutter eben nicht passieren, verstehst du, mein Junge. Die soll gut zu liegen kommen. Was gibt es Schöneres als den Wald. Was gibt es Friedlicheres. Die soll sich da neben den Fredi hinlegen.“

Mein kleiner Sohn steht da, der große Kleine. „Welcher Fredi“, fragt er. Er hat geträumt. „Ich habe was gesehen!“ Es ist nicht leicht, zu verstehen, was. „Einen Riesenbagger mit Flügeln? Und du warst der Baggerführer?“ „Nein, der Pilot.“ „Ach so.“ „Und flog ganz weit in den Himmel hinauf und stürzte dann ab.“ „Und dann?“ „Zu Ende“, sagt mein Sohn. „Ich will noch mal. Thanatal, kannst du mir noch mal Sand reintun?“

Als Nathanael wieder in die Küche kommt, erinnere ich ihn daran, dass er mir von Wolf und Bärbel noch etwas erzählen will. „Die sind, das kann man wohl so sagen, ein besonderes Paar“, sagt Nathanael und fragt, ob noch Knäckebrötchen da sei. „Bärbel war ein dickes Mädchen, und das war damals, nach dem Krieg, etwas Seltenes. Weil Wolf sie mochte, fing er an, ihr Essen zuzustecken. Mit der Zeit überließ er ihr seine ganzen Pausenbrote, alles, was die Mutter ihm mitgab, auch die Extrabrote, die sie ihm schmierte, weil er so dünn war und so gut betteln konnte. Wolf schleppte immer mehr an, aber es reichte nie.“ Das Knäckebrötchen kracht, Nathanael lacht. „Wolf tat, was er konnte. Bärbel gedieh, und je dicker sie wurde, desto größer wurde Wolfs Liebe zu ihr. Bärbel ließ Wolf, wenn er ihr etwas Süßes gab, ihre Brüste anfassen. Später auch daran saugen. Als sie erwischt wurden, stand die dicke Bärbel splitternackt auf einer Kiste, breitbeinig, verschlang ein Wurstbrötchen und ließ sich von Wolf nacheinander alle Schlüssel, die an einem schweren Bund hingen, in die Scheide stecken, so tief es ging. Da waren sie zwölf. Die Eltern verboten ihnen den Umgang. Sie trafen sich weiterhin und wurden von Jahr zu Jahr gerissener in der Auswahl ihrer Verstecke. Als Bärbel siebzehn war, wurde sie schwanger. Wolf war es, der die

Kindsbewegungen bemerkte, da war Bärbel schon im sechsten Monat. Ihre Eltern steckten sie in ein Heim, das Kind wurde ihr direkt nach der Geburt abgenommen, sie wusste nicht einmal, ob es ein Junge oder ein Mädchen war. Sie schrieb Wolf mehrere Briefe, die ihn nicht erreichten, und so erhielt sie nie eine Antwort.“ Nathanael trinkt seinen Tee in einem Zug leer, greift nach der nächsten Scheibe Knäckebrötchen und sagt: „Ich kann gar nicht mehr aufhören! Wolf und Bärbel sahen sich jahrzehntlang nicht. Er studierte, machte seinen Jagdschein, heiratete Irm, bekam eine Tochter und versuchte vergeblich, auch noch einen Sohn zu *produzieren*. Irm ertrug es, fand aber keinen Gefallen daran und wusste eine weitere Schwangerschaft, wie, das bleibt ihr Geheimnis, zu vermeiden. Die dicke Bärbel heiratete zweimal und bekam nach mehreren Fehlgeburten einen Sohn. Und als sie, inzwischen Rentnerin, ihre erste Enkelin im Krankenhaus besuchen wollte, stand vor ihr am Empfangsschalter der aufgeregte Wolf und wiederholte immer wieder: Mein Name ist Wolfgang Fendel, und ich möchte wissen, wo meine Frau Irmgard Fendel geborene Kraushaar liegt, die heute mit einer Nierenkolik eingeliefert wurde. Hallo Wolf, ich bin's, die Bärbel, sagte da die Bärbel von hinten. Schmal bist du geworden, sagte Wolf. Na, nun übertreibst du aber, antwortete Bärbel und klopfte sich auf Bauch und Hüften. Schön, dich zu sehen. Seitdem sind sie unzertrennlich. Wolf fing sofort damit an, seine Bärbel aufzupäppeln. Nun reicht's aber“, sagt Nathanael und faltet die Knäckebrötchentüte zu. „Die gute Bärbel ist inzwischen so fett, dass sie ohne Hilfe nicht mehr vom Sofa hochkommt. Da sitzt sie den ganzen Tag und lässt sich reichen, was Wolf anschleppt und zubereitet. Wolf hingegen ist hager wie immer, ein hochaufgeschossener, schmalschultriger Mann mit schütterem silbernen Haar und randloser Brille, der seine Liebe solange stopft, bis sie platzt, bis es sie zerreißt. Oder bis sie erstickt. Oder einfach nicht mehr kann. Zum Erliegen kommt. Erlischt. Wolf ist Jäger, weißt du ja. Er hat Erfahrung im Erlegen.“ Nathanael steht auf. Er nickt vor sich hin, sieht zu Boden, scheint nachzudenken. „Überleg mal, was mir alles erspart bleibt, weil ich mich von der Liebe abgewandt habe“, sagt er dann und steht einen Moment unschlüssig da. „Ich sehe mal nach den Kindern“, sagt er. „Den Sand nicht vergessen“, rufe ich hinterher.

Am nächsten Morgen hat der große Kleine Fieber. „Ich bin runtergefallen“, jammert er. „Er hat geträumt“, sage ich, aber er widerspricht: „Ich bin runtergefallen, Mama, mein Kopf tut weh.“

Nathanael bringt den kleinen Kleinen in die Kinderkrippe. „Dein Sand macht ja wilde Träume“, sage ich, als er zurückkommt. Der große Kleine erzählt, er sei ganz hoch hinaufgeflogen, bis zum Ende des Himmels, und von ganz oben heruntergefallen. Nathanael glaubt nicht an einen Traum. „Und wenn er heute Nacht aus dem Bett gefallen ist? Wir sollten ihn untersuchen lassen.“

Das Wartezimmer beim Kinderarzt ist bis auf den letzten Platz besetzt. Mein Sohn spielt mit den anderen kleinen Patienten Fangen. Und wenn er nicht krank ist, wird er's hier, denke ich. Es kommen unaufhörlich neue Mütter mit Kindern herein, vereinzelt auch ein Vater. Eine Mutter setzt sich, noch in der nassen Jacke, neben mich. „Hallo“, sagt sie. „Hallo“, antworte ich. „Willst du deine Jacke nicht aufhängen?“

„Ich hatte Angst, der Stuhl neben dir wäre dann gleich wieder besetzt“, sagt sie. Sie sieht Nathanael an. „Hallo“, sagt sie, „ich bin Silke“.

„Die Frau unseres Trauzeugen“, flüstere ich, als sie endlich doch die Jacke aufhängen geht, nachdem ich ihr dreimal versichert habe, dass ich den Platz freihalten würde.

Nathanael ist irritiert. Er nimmt sich eine Broschüre mit dem Titel *Richtig Zähneputzen von Anfang an* und beginnt zu lesen.

Silke fragt, wie es mir geht, ich sage gut und erwidere die Frage. Silke fragt, was der Kleine denn habe, ich erkläre ihr, dass wir es nicht wissen, und erwidere die Frage. Dann fragt Silke nichts mehr, und das ist verdächtig. Als Nathanael aufsteht und hinausgeht, sagt Silke: „Bei euch hat sich ja viel verändert! Hatte ich aber auch schon gehört.“

„Hilf mir, Silke“, antworte ich, „was hat sich denn bei uns verändert?“

Silke errötet. Sie reißt die Augen auf. Sie stammelt, „na ...“ und blickt zur Tür, durch die Nathanael hinausgegangen ist.

„Ich verstehe nicht, Silke, tut mir leid“, sage ich, obwohl ich schon verstehe. Silke hält Nathanael für meinen neuen Freund. Silke muss irgendetwas gehört haben und wollte eins und eins zusammenrechnen. Silke ist die dümmste Person, der ich in den letzten zwanzig Jahren begegnet bin. Ich lächle sie freundlich an. „Na komm, schon, Silke, hilf mir, sag es.“

„Ach, nichts.“

„Dann sage ich es dir, liebe Silke, und dieser Satz wird der letzte bleiben, den du von mir an dich gerichtet hörst, also gib fein Acht: Philipp und ich

sind verheiratet, es hat wahrscheinlich wenig Sinn, dir das zu erklären, aber wir tragen denselben Namen, dieselben Sorgen, dieselbe Verantwortung, und nun, leb wohl.“

Nathanael kommt zur Tür herein, setzt sich wortlos neben mich und nimmt erneut die Broschüre zur Hand. „Da bin ich“, sagt er.

„Wir wurden gerade für ein Paar gehalten, stell dir vor.“

„Das ist ja putzig“, sagt er und blättert um.

Auf dem Nachhauseweg will er es wieder und wieder hören, obwohl er vor der Tür des Wartezimmers gestanden und gelauscht hat. „Und du hast wirklich gesagt *gib fein Acht?*“

„Ja, das habe ich gestern Abend vom Sandmann gelernt und gleich angewandt.“

Wir lachen beide. „Aufhören“, sagt mein Sohn, „das tut mir im Kopf weh.“ Der Kinderarzt hat seine Augen untersucht und erklärt, dass er nicht in den Kopf hineinschauen könne, daher müsse er ein paar Fragen stellen.

„Wo tut es dir weh?“

„Im Kopf!“

„Und wo, zeig es mir.“

„Da und da, und da, und da, und da“, sagte mein Sohn und fuhr mit seinem Zeigefinger einmal um die ganze Welt auf seinen Schultern.

„Tut es immer weh oder nur manchmal?“

„Es tut weh!“

„Es ist ja oft so“, sagte der Kinderarzt, „die Eltern brauchen mich, nicht die Kinder.“ Er streckte mir die Hand hin: „Auf Wiedersehen.“

„Ja, was hat er denn?“, fragte ich.

„Wir wollen abwarten. Eine Gehirnerschütterung schließe ich eigentlich aus. Beobachten Sie ihn. Wenn er über Übelkeit klagt oder apathisch wird, kommen Sie wieder vorbei.“

„Wir sind also ein Scheinpaar“, sagt Nathanael leise, als wir aus Rücksicht auf den Kopf meines Sohnes nicht mehr lachen. Wir gehen am Kanal, es hat aufgehört zu regnen, der Wind fährt durch die Blätter, Tropfen rieseln herab.

„Jedenfalls sind wir ein ziemlich gutes Paar“, fährt er fort, „wenn ich mich so umsehe.“

„Nur schade, dass wir nicht zusammen kochen können“, sage ich.

Nathanael geht unbeirrt weiter. „Finde ich nicht“, sagt er. „Sieh es mal so: Wolf und Bärbel verstehen sich kulinarisch blendend, dennoch möchte man nicht unbedingt mit ihnen tauschen.“

Wir schweigen eine Weile. Mein Sohn schläft im Buggy ein.

„Neun Tage noch“, sage ich. Nathanael nickt. „Und?“, er sieht mich von der Seite an, „darf man das als Bekenntnis verstehen, was du dieser Silke gesagt hast?“

Ich bleibe stehen. „Ach, sieh an. Ich glaube, das ist eine Esche“, sage ich, und füge hinzu, weil Nathanael schweigt und mich skeptisch anblickt: „Ich habe nach unserem gestrigen Ausflug in meinem Baumbuch nachgesehen. Ja, das ist eine Esche.“

Nathanael sieht sie lange an. Er umrundet sie zweimal. Er fasst den Stamm an. Er streicht mit den Händen über die Borke. Er lehnt sich dagegen.

„Sieht schön aus“, sagt er. „Wir sollten die hier nehmen, was meinst du?“